

Vom gegenüberliegenden Fläscherberg gesehen: Die Siedlung Guscha und das darüber liegende, heute weitgehend bewaldete Gebiet der Jeninser Guscha-Mäder.

Hans Brunhart

Die Jeninser Guscha-Mäder – Ein Gespräch mit Hans Bantli

Ich treffe Hans Bantli in der gemütlichen Stube in seinem Haus am Bovelweg eingangs Jenins. Es steht mitten in Weinbergen unweit des Waldes. Damit sind zwei Bereiche genannt, die das Leben des früheren Gemeindeförsters prägen, der als Jeninser auch den Weinbau kennt und ausübt. Hans Bantli ist Jahrgang 1920, mit einem wachen, interessierten Geist gesegnet, mit grosser Erfahrung und ausgezeichnetem Gedächtnis, das bald einhundert Jahre zurückreicht. Er war in früheren Jahren Landammann des Kreises Maienfeld und engagierte sich für den Übergang der Ruine Neu-Aspermont oberhalb Jenins in das Eigentum einer Stiftung und die nachfolgende Restaurierung. Auch heute pflegt er sein Hobby als Lokalhistoriker, wie seine interessanten und geschätzten Beiträge in der «Herrschaftler Chronik» belegen.

Hans Bantli hat vor einigen Jahren am «Guschatag» ein vielbeachtetes Referat über die «Jeninser Guscha-Mäder» gehalten. Dieses hat das Interesse des Autors dieses Beitrags geweckt. Der folgende Text basiert auf dem eingangs erwähnten Gespräch, das natürlich bei einem Glas «Jeninser» geführt wurde, und einer früher erstellten und in der «Herrschaftler Chronik» 1976 publizierten Zusammenfassung seiner Erinnerungen.

Guscha zählt zum Balzner Lebensbereich und der Bürgerbesitz reicht bis zur Siedlung. So geht der Autor davon aus, dass die Ausführungen von Hans Bantli breites Interesse finden. Nicht oft hat man das Glück, dass ein Zeitzeuge so weit zurück das Leben aus eigener Anschauung so lebendig schildern kann. Deshalb danken die «Balzner Neujahrsblätter» für das Gespräch und die Erlaubnis, die erwähnte Zusammenfassung für den Beitrag verwenden zu können. Es wird durchgehend die direkte Rede verwendet. Auch wird man feststellen, dass Hans Bantli im Unterschied zu unserem Sprachgebrauch von «der Guscha» spricht.



Hans Bantli, Jahrgang 1920, früherer Landammann des Kreises Maienfeld und Gemeindeförster von Jenins.

Wo lagen die Guscha-Mäder und wie kamen sie in den Besitz von Jeninser Familien?

Die Guscha-Mäder waren schmale, parzellierte Grasstreifen, die sich oberhalb der Guscha bis zum Grat hinaufzogen, damit auch bis zur liechtensteinischen Grenze. So konnte meine Schwester in der ersten oder zweiten Schulklasse auch erklären, wir hätten eine «so grosse Guscha, dass man in ein anderes Land hinübersieht». Nach meiner Erinnerung hatten zehn bis zwölf Jeninser Familien auf Guscha Mäder.

Mein Grossvater Christian Bantli-Obrecht erwarb 1886 das Mad «Waldegg», 1919 erfolgte der Kauf des Mads «Färlisegg» und 1923 von zwei weiteren Mädern.

Warum haben Jeninser Bauern solche Mäder erworben?

Genau kann das mangels Unterlagen heute nicht gesagt werden. Aber offensichtlich boten diese Mäder einen willkommenen Futterzustupf, speziell in einem trockenen Sommer. Zudem ermöglichten die damaligen Betriebsverhältnisse mit Wies-/Ackerland und Wingert Ende Juli/Anfang August ohne weiteres eine zehn- bis zwölf-tägige

Guscha-Heuet. Dann war im Tal das Heu eingebracht, Emd und Korn noch nicht soweit, die Reben oben am Stichel geheftet und bis zum nächsten Spritztermin war man wieder zuhause. Die Kühe befanden sich auf der Alp und die Ochsen in der «Fadella» (Allmeind oberhalb Jenins).

Wie kann man sich die Bewirtschaftung dieser Mäder vorstellen?

Meine Erinnerungen gehen über 90 Jahre zurück. Mit sechs, sieben Jahren wurde ich zum ersten Mal, von meinem Vater im «Räf» (Rückentraggestell aus Holz) getragen, mitgenommen. Wir waren wie viele andere im Dorf Kleinbauern mit ein paar Häuptern Vieh und etwas Winger. War Ende Juli/ Anfang August gutes Wetter in Aussicht, so verabredete man sich zum Aufbruch nach der Guscha. Vollbepackt mit «Räf» und Rucksäcken nahm man den Aufstieg unter die Füsse, wobei man sich im Guschadörfli mit den immer gastfreundlichen Familien Just zu einer Verschnaufpause traf. Angekommen, erfolgte die Einrichtung im «Bargün» (kleine Heuhütte aus Rundholz mit einer niedrigen Trockenmauer als Fundament, grössere zur Lagerung des Heus über den Winter, aber auch als Unterkunft beim Bergheuet). Dann verschaffte man sich einen Überblick im Mad. Früh morgens begann der Vater mit scharf gedengelter Sense zu mähen. Uns Kinder wies er an, die damals schon verbreiteten «Brüch» (verholztes Sommerheidekraut) zu entfernen, da sie als Futterpflanze unbrauchbar waren. Diese Arbeit hinderte meine Schwester und mich nicht daran, uns gelegentlich ins angrenzende «Guferwäldli» zu verziehen, wo Feuerlilien und Türkenbund in Fülle blühten. Nie mehr habe ich anderswo so viele gesehen. Man hat im Freien auf ein paar Steinen gekocht. Bei gutem Wetter war das kurze Berggras bald dürr genug, um eingebracht zu werden. In unserem Mad liess es sich leicht über den steilen, gemähten Hang hinunterstossen. Im Unterschied zu Verwandten, die weiter unten im Dürrwald geräumigere «Bargün» hatten und das Heu dort einlagerten, erstellten wir zur Lagerung des Heus eine «Triste» (kegelförmiger, um eine Stange aufgeschichteter Haufen Heu zur Lagerung des Heus über den Winter). Mit vereinten Kräften wuchs sie jeden Tag. Während die Eltern das Heu mit der Gabel hinauf gaben, verteilten und stampften wir Kinder das Futter rund um die Mittelstange.

Die Tage auf der Guscha vergingen wie im Flug. Trotz harter Arbeit herrschte keine Hektik. Auch wenn einmal ein Gewitter mit Blitz und Donner über den Grat zog, ein Regen- oder Hagelschauer auf das Schindeldach prasselte,

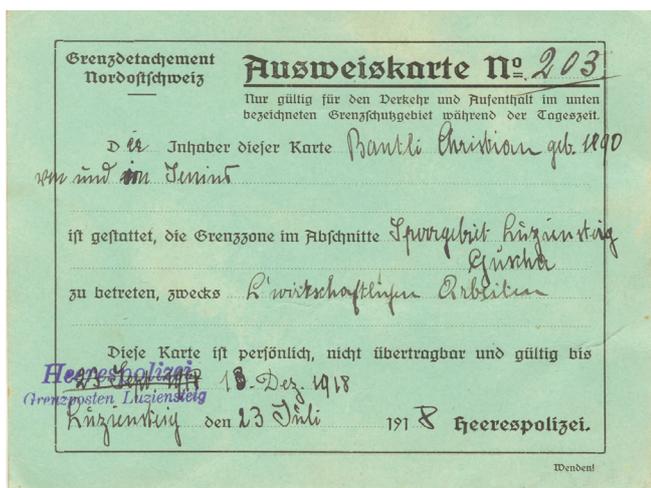
sass man zusammen im «Bargün» und fühlte sich geborgen. Auch unsere Eltern, die Ferien nicht kannten, genossen die Zeit. Fast wehmütig nahm man dann Abschied vom Guschamad. Während wir auf der Guscha waren, sind Neni und Nana mit den kleinen Kindern im Tal geblieben und haben die Schweine und Hühner besorgt.

Wie kam das Heu dann im Frühjahr ins Tal?

Der Abtransport des Guschaheus gestaltete sich wesentlich mühsamer. Ich erinnere mich, dass wir jeweils gegen Frühling ins Guschadörfli hinaufstiegen, um diese Arbeit zu besprechen. Telefonverbindung gab es ja noch keine. Manchmal kamen die Guschner am Sonntag auch zu uns. Wir hatten mit ihnen eine fast verwandtschaftliche Beziehung, vielleicht, weil die Bantli auch Walser sind wie die Guschner. Man war auf Rat und Tat der Just-Brüder aus Guscha angewiesen. Möglich wurde der Transport erst, wenn die grosse «Läui» (Lawine) im Guschertobel niedergegangen war und den grobblockigen Bachlauf hinter der Säge auffüllte. Nur so konnte das Tobel mit dem Heuzug überquert werden. Die Handschlitten, auf dem Rücken herauf getragen, wurden bei der Ausmündung des «Heuris» (unbewachsene, steile Rinne am Berghang, die zum Abtransport des Heus genutzt wurde) deponiert. Mit Heuschrote und Heuseilen ausgerüstet, erfolgte der Aufstieg zum «Bargün» und zur «Triste». Hier wurde aus «Tannenzipflig» (Tannnenwipfel) ein «Schleipf» (eine Art Schlitten) konstruiert, in dem zur Bremswirkung auch einige grössere Äste belassen wurden. Dann folgte die Beladung mit sauber ausgeschroteten und mit Seilen fest eingebundenen Heuburden (Heubündel). Die nicht ungefährliche Fahrt durch das steile «Heuris» hinunter erforderte dann starke und flinke Beine. Bei den Schlitten wurde umgeladen, über den Lawinenschnee das Tobel überquert und die kurze Gegensteigung in Angriff genommen. Hier musste man sich gegenseitig helfen. Je nach Wegverhältnissen konnten wir auf die Mithilfe der Guschner zählen. Nach kurzer Rast im Dörfli ging es dem Tale zu. Es erforderte grosse Kraft und Konzentration, die schwer beladenen Handschlitten den steilen Guschaweg hinunter zu manövrieren. Ich bin damals als kleiner Schulbub hinterher gelaufen. Aber noch heute, wenn ich den Weg begehe, denke ich an diesen Transport, der die aus Ahorn gefertigten Schlittensohlen abrieb und Brandgeruch erzeugte. Unten bei der «Heutanne» wartete das Ochsespann mit einem eisenbereiften Leiterwagen, später dann ein Pferdezeispänner mit einem Brückenwagen. Das ging zwei-, dreimal, bis das ganze Heu unten



Mägerhütte auf «Obmatu» oberhalb von Triesenberg, in gleicher Bauweise wie «Bargün» erstellt.



Ausweis der Heerespolizei für Christian Bantli aus dem Jahre 1918, welcher ihm gestattet, für «landwirtschaftliche Arbeiten» das Sperrgebiet Luziensteig-Guscha zu betreten.

war. Hier erfolgte der letzte Umlad, und mit der Fahrt nach Hause und der Verstauung der Ladung ging für unsere Väter ein langer und strenger Arbeitstag zu Ende. Meine Enkel haben mich einmal gefragt: «Aber Eni, hat das denn rentiert?» Dann habe ich geantwortet: «Hört zu, Euer Ureni hat nicht gefragt, ob es rentiert oder nicht». Man ging einfach auf die Guscha, hat das Heu heruntergebracht und hat es verfüttert.

Was waren die Gründe, dass die «Guscha-Mäder» dann verkauft wurden?

Als Anfang August 1928 ein schweres Hagelwetter in Jenins praktisch alle Kulturen schwer beschädigte, sagte mein Vater: «Zum Glück haben wir die Guscha noch». Man ahnte nicht, dass es mit dem Besitz auf der Guscha bald ein Ende nehmen sollte. Die Stadtgemeinde Maienfeld wollte mehr Weideflächen für die grösser werden-

de Schafherde. Es wurde den Jeninser Guschabesitzern nahegelegt, ihre Mäder entweder einzuzäunen oder der Stadt zu verkaufen. So wurde ein mehr oder weniger sanfter Druck ausgeübt, denn es war klar, dass bei den topografischen Verhältnissen von einer Umzäunung nicht die Rede sein konnte. Was blieb unseren Vorfahren schliesslich übrig, als dem Verkauf zuzustimmen? Die Verkäufe erfolgten dann zwischen 1929 und 1931. Zudem gaben die Guschabewohner im Zuge einer Melioration der Stadt Maienfeld ihre Berggüter ab und erhielten dafür bei den Häusern im Dörfli bisher der Stadt gehörende Güter.

Gibt es heute noch Spuren der Jeninser- Mäder?

Mit dem Verkauf ging unsere Jeninser Guschahuet-Tradition zu Ende. In relativ kurzer Zeit begannen die nicht mehr unterhaltenen «Bargün» auf Matan, Färlisegg und Meren zu zerfallen. Als man aufgehört hatte zu mähen, kam der Wald auf. Ich bin mit meinen Buben jedes Jahr zu den Mädern hinauf gegangen, damit sie es nicht vergessen. Ein Teil des Gebiets wurde auch aufgeforstet.

Zur Zeit des Ersten Weltkriegs war das Gebiet auf der Guscha bis zur Landesgrenze zu Liechtenstein und damit zum österreichischen Zollgebiet militärisches Sperrgebiet und die Bewirtschaftung der Guscha-Mäder war nur mit speziellem Ausweis erlaubt gewesen.

Während des Zweiten Weltkriegs war auch die Guscha in das schweizerische Verteidigungskonzept einbezogen. Damals entstanden der Militärweg Matan–Mazorahöhe sowie verschiedene Festungsanlagen und Bunker. Das gab auch gute Arbeit für die Guschner, besonders für den Transport durch ihre Maultiere. Die ständige militärische Präsenz auf der Guscha erforderte auch Mannschaftsunterkünfte. So kamen die ehemaligen familieneigenen «Bargün» im Dürrwald zu «militärischen Ehren». Sie wurden um- und ausgebaut, haben alles «überlebt» und stehen heute zivilen Zwecken zur Verfügung.

Heute sind nur noch kümmerliche Reste der ehemaligen Bauten auszumachen und der Wald hat grösstenteils von den ehemaligen Mädern Besitz ergriffen. Fichten, Lärchen und Föhren sind dort gewachsen, wo unsere Vorfahren ihr Tagewerk verrichteten. Es ist dies eine natürliche Veränderung, die auch ein altes «Försterherz» erfreuen kann.